

SPIELZEIT
1934/35

STADTTHEATER STETTIN



MÜLLER-SCHLÖSSER: SCHNEIDER WIBBEL ENTWURF FRANZ HOSENFELDT

HEFT

10



Mit
Sparen
sicherst du
die Zukunft
deiner Familie!

Erkenne
deine Aufgabe!

Spare
bei der
Städtischen Sparkasse zu Stettin

F. Such



DER SPASSMACHER

Eine Anekdote von Julius Berstl.

Carlino war der letzte Hanswurst des italienischen Theaters in Paris. Wenn er die Bühne betrat, ein hilfloses Lächeln auf den Lippen, im verschleierten Auge grenzenlose Scheu vor den Klippen des Daseins, an denen er sich unfehlbar stieß, so brüllte das Publikum vor Vergnügen; wenn er ein Menuett tanzte oder eigentlich stolperte, dem Takt der Musik quer in den Weg sich legte und von einem winkenden Triller sich wieder aufheben ließ, so jauchzte das Auditorium vor Entzücken. Er war der Liebling der Pariser. Er besaß die beispiellose Gabe, selbst dem verstocktesten Griesgram vor Lachen Tränen zu entlocken.

Sobald Carlino aber vom Podium abtrat und nicht mehr Hanswurst war, sondern Mensch — nicht der Liebling Carlino, sondern ein gewisser Karl Anton von Bertinazzi, gebürtig aus Turin, Mensch, der hungert und dürstet wie jeder Sterbliche, Wünsche im Busen nährt und über Tücken des Schicksals stolpert — dann wandelt sich das Bild seines Wesens wie im Zauberspiegel; dann ward aus dem Spassmacher und Sorgenbrecher ein melancholischer Duckmäuser und Hypochonder. Mensch mit hängender Lippe und verdorrtem Herzen, von tausend Einbildungen gefoltert, tausend Grillen gejagt.

Dieser Carlino des Privatlebens war ein Opfer seiner eigenen Natur, ein Kranker, der seiner Krankheit sich bewußt wird und also zum Arzt läuft in der gläubigen Hoffnung, es möchte ein Kraut gegen das schleichende und heimtückische Leiden, das ihn gepackt hält, gewachsen sein.

Der Arzt, der den armen Schächer im Vorbeimarsch der Patienten unter seine Fittiche nahm, befühlte den Puls, besah die Zunge, beaugenscheinigte das Wasser, beklopfte den Corpus von oben bis unten. Da er aber nichts Organisches fand, so kam er mit sich ins Reine, daß es die Seele sein müsse, die den Krankheitszustand herausgefordert habe; so folgerte er, daß man der Seele, als einem Unkörperlichen, Unfaßbaren, mit seelischen Mitteln aufhelfen müsse, als da sind: Ruhe, Behagen, Aufheiterung, Zerstreuung.

Wie man dem vor Schreck Verstummtten durch erneuten Schreck die Sprache wiederzugeben sich bemüht — so argumentierte der gelehrte Arzt, den Zeigefinger an der Nase —, so müsse es auch denkbar sein, durch ansteckende Heiterkeit im verstöcktesten Hypochonder die verdorrte Lachlust wieder zu erwecken.

Und er wandte sich an den bedauernswerten Patienten, der mit bettelnden Blicken in zerknittertem Gesicht an seinen Lippen hing, also dekretierend: „Eine Medizin zu schlucken, ein Aderlaß, ein Purgiermittel tut es nicht, mein Herr. Wenn es eine Kur für Sie gibt, so diese: besuchen Sie die Italiener — einmal, fünfmal, zehnmal! Lassen Sie Ihre Lebensgeister von Carlinos göttlicher Heiterkeit wecken! Sie kennen doch Carlino, den Hanswurst Carlino, der selbst dem verstöcktesten Griesgram vor Lachen Tränen zu entlocken weiß?“

Da stand Carlino. Seine Blicke hingen erstarrt an den Lippen des Arztes, die in Erinnerung an den Liebling der Pariser vor Vergnügen zu zucken schienen. Er sagte nichts. Er nickte nur. Dumpf, als habe ihn jemand mit einer Holzkeule über den Schädel geschlagen.

Er ging, zerknittert und unansehnlich. Er stellte sich, daheim angelangt, vor den Spiegel und belauerte in Ängstlichkeit die Kunst des Spaßmachers Carlino, der selbst dem verstöcktesten Griesgram vor Lachen Tränen zu entlocken weiß.

Aber der Privatmann Carlino gewahrte nichts als seine ängstliche Grimasse im Spiegel, die ihm das Herz erschütterte. Dieser Carlino — dachte er demütig — ist nur für andere Leute da. Er ist der Liebling der Pariser. Er füllt das Herz aller Welt aus. Ich fürchte, ich werde ihm im Wege stehen.

Da machte Carl Anton von Bertinazzi, gebürtig aus Turin, in aller Stille und ohne Aufhebens seinem belanglosen Dasein ein Ende.

SCHNEIDER WIBBEL

Eine derbe, saftige Welt — die Welt des Schneiders Wibbel. Prachtvoll in ihrer Lebendigkeit und Fülle, ihrer unbekümmerten Aufrichtigkeit, der ein derber Spaß, und mag er auch im „Kaschott“ enden, immer noch lieber ist als Tranigkeit und Duckmäusertum. In dieser lustigen Komödie, die von den Werken Müller-Schlössers das gelungenste ist, hat sich der niederrheinische Humor ein eigenes Denkmal geschaffen. Ein Denkmal für das „Nicht-Unterkrigen-Lassen“. Die Napoleonische Zeit vor 1813 mit ihrer Schikane und Unterdrückung bildet den düsteren Hintergrund für urkomisches Geschehen. Wibbel ist zwar nur ein Schneider — aber ein Kerl von Format, der es den verhaßten Franzosen faustdick gibt, wenn sie ihm zu nahe auf den Leib rücken — wenn er dazu auch eine kleine Ermunterung, ein Schnäpschen, braucht. Diese menschliche Schwäche aber verzeiht man ihm gern, denn er macht sie wieder wett durch seine anständige und ehrliche Gesinnung, die treu und brav alles auf sich nimmt, was aus seinem Streich an

schlimmen Folgen erwächst. Gewiß, es fällt ihm schwer — vier Wochen ins Loch —, aber mit Hilfe seines pfiffigen Eheweibes beißt er in den sauren Apfel und — läßt einen anderen für sich sitzen. Wenn er gehaut hätte, daß dieser in der Haft stirbt, und daß also Anton Wibbel vor dem Gesetz tot ist, hätte er sich die Sache wohl noch einmal überlegt. Gerührt von der Menschenfreundlichkeit der Nachbarn erlebt er sein eigenes Begräbnis mit und beginnt mit den besten Vorsätzen — mit denen es ihm allerdings wieder danebengelingt — ein neues Leben als Bräutigam — der eigenen Ehefrau.

Die Komödie Müller-Schlössers ist mehr als ein Unterhaltungsstück. Sie erfüllt voll und ganz die Anforderungen, die an eine echte Komödie zu stellen sind: Im komischen Gewande tiefe und beherzigenswerte Wahrheiten darzustellen. Gegen alle Schwierigkeit und Mühsal, alle Knechtung und Unterdrückung sich durchzusetzen, den Kopf oben zu behalten und mutig seinen Mann zu stehen, wenn es darauf ankommt — das ist die erquickende und erfrischende Lehre dieses befreienden Werkchens. Und diese Lehre wird nicht trocken oder lehrhaft vorgetragen, sie erwächst aus der erwüchsigsten Lebendigkeit und Fülle eines bodenverwachsenen Vollmenschentums. Sie ist in dem lauten Gelächter über komisch wirkende Grobheiten und Prügeleien ebenso enthalten wie in dem schmunzelnden Lächeln über sinnige und artig gesagte Sticheleien und kleine Bosheiten. Die lebenstrotzenden Gestalten erfreuen den Zuschauer durch ihre massive Schwere und Eckigkeit, durch ihren rasch auflodernden Zorn und Überschwang, ihr knurriges und poltriges Umhertappen. Aber auch die Wendigkeit, mit der sie sich aus verwickelten Situationen herausretten, die schlagfertige Entschlußkraft, das verbindliche und biegsame Überbrücken von Hader und Zwistigkeit, bringen immer neues Vergnügen.

Diese Vielfältigkeit der Charaktere, das eigentümlich Widersprüchige in ihnen ist das Zeichen ihrer Echtheit, ihrer blutvollen Lebendigkeit. Hier treten wirkliche, liebenswerte Menschen vor uns hin, die Zeugnis von echtem deutschen Volkstum ablegen. — Der „Schneider Wibbel“ ist in seiner rheinischen Launigkeit und ursprünglichen Echtheit ein ergötzliches Dokument für die Fülle des menschlichen Lebens, die dem Deutschen eigen ist.

Es schenkt uns die Gewißheit, daß im deutschen Humor eine Quelle der Kraft verborgen ist, die unserem Volke unversiegbare Stärke verleiht und es unüberwindlich macht, wenn es die tiefen Brunnen seines Wesens offen hält.

Hannes Razum

ÜBERHAUPT, WIE DIE ZEIT VERGEHT --

sagt Fin, die erfindungsreiche, als sie dem armen Zimpel die vier Wochen Kaschott, die er an Stelle des Meisters Anton Wibbel absetzen soll, als eine Kleinigkeit hinstellen will. Und wenn ich an die mehr als zwanzig Jahre denke, die nun seit der Uraufführung meines „Schneider Wibbel“ vergangen sind, so muß ich gestehen, daß diese Zeit mir in der Tat wie eine Kleinigkeit vorkommt. Am 14. Juli 1913 war es, als der Vorhang sich zum ersten Male über „Schneider Wibbel“ hob. Es war ein heißer Sommertag, und den Schauspielern lief die Schminke von den Backen. Ich selber spielte den Hausierer Fläsch, und das war mir sehr lieb, denn das Lampenfieber wegen dieses Röllchens ließ mich das Lampenfieber als Autor zum größten Teil vergessen. Ich hatte nicht viel Hoffnung auf Erfolg. Auch Paul Henckels, der im Kostüm der Bürgerehregarde auf seinen ersten Auftritt als Meister Anton Wibbel wartete, schaute wenig zuversichtlich auf die Bühne. Die übrigen Schauspieler waren mit wenig Lust und Liebe bei der Sache, und Gustav Lindemann und Louise Dumont hatten sich, um den nach ihrer Überzeugung sicheren Reifall nicht mit ansehen zu müssen, in ihr Arbeitszimmer zurückgezogen.

„Ja, Hännies“, sagte Paul Henckels zu mir, als unter Glockengeläute, Kanonendonner und „Vive l'Empereur!“-Rufen der Vorhang hochging, „ja Hännies“, sagte er und seufzte bedrückt, „der Lappen ist hoch, jetzt müssen wir dein Stück zu Ende spielen.“ Das Theater war schlecht besucht. Nur meine Freunde und Bekannten saßen drin und einige Leute, die sich, gleichgültig, wohin sie gehen sollten, ins Schauspielhaus verlaufen hatten. Das richtige und interessierte Theaterpublikum war nicht vorhanden. Denn eine Uraufführung mitten im Sommer, was konnte das schon sein? Ich hatte die Komödie im Januar eingereicht. Dr. Berthold, der damalige Dramaturg, und Fritz Holl hatten der Direktion, die in der Schweiz zur Winterkur weilte, die Annahme des Stückes empfohlen. Aber Gustav Lindemann lehnte ab und schrieb wörtlich: „Wenn die Behandlung des Stoffes nicht chimborasshaft über dem Stoffe steht, kann ich das Stück nicht annehmen.“

Ich nahm darauf einen Durchschlag des Manuskriptes — ich hatte das Stück in der Kanzlei des Rathauses in den Mittagspausen und abends nach dem Dienst der Kanzlisten, bis der Kastellan mich hinauswarf, auf der Schreibmaschine abgeschrieben, weil ich noch keine eigene hatte — ging damit zum Stadttheater und las dem Dramaturgen Arthur Schetter das erste Bild vor.

„Das Stück gebbe mer! Das Stück müsse mer hadde!“ rief er und wollte gleich das Manuskript dabehalten.

Und diesen Trumpf spielte ich beim Schauspielhaus mit dem erhofften Erfolge auf, denn als ich an einem Sonntagnachmittag ins Schauspielhaus ging, um zu fragen, was denn nun mit dem Stück wäre, und auf die Bühne trat — es wurde gerade „Moral“ von Ludwig Thoma gegeben — schoß Fritz Holl auf mich zu und zischte mich an:

„Was wollen Sie?“

„Ich wollte hören, ob mein Stück — ob das ange —“ stotterte ich.
„Tja,“ antwortete er und hob die Schultern und schnitt ein saures Gesicht, „tja, was soll ich da sagen? Sie müssen es mit Fassung hinnehmen: angenommen.“

Und weg war er und ließ mich in einer unbeschreiblichen Verfassung stehen.

Wie ich wieder von der Bühne und aus dem Schauspielhaus herausgekommen bin, weiß ich nicht mehr. Ich weiß nur noch, daß ich im Galopp nach Hause rannte und die Nachricht, deren Tragweite weder ich noch sonst einer ahnte, keuchend und hinter Atem überbrachte. Ich rechnete mir aus und hielt es beinahe für übertrieben optimistisch, daß alles in allem vielleicht zwölf Aufführungen herauskommen würden. Es sind, um das vorwegzunehmen, dreihundert bis jetzt in Düsseldorf gewesen. Gustav Lindemann hatte die Uraufführung mitten in den Juli verlegt, weil er hoffte, mit Hilfe der Sommerhitze eine lästige Verpflichtung rasch loszuwerden, und war erstaunt, als das Stück nach einem Monat schon die 25. Aufführung erreichte. Und von da ab nannte er „Schneider Wibbel“ sein „Goldstück“.

Ich spielte, wie schon gesagt, den Hausierer Fläsch, und als ich im ersten Bilde auftrat und anfang:

„Federmesser, Hobelmesser, Schnitzmesser —“ wurde ich von einem freundlichen Beifall unterbrochen und begrüßt. Das gab mir Mut, aber meine Zuversicht dämpfte Paul Henckels beträchtlich, als er in der Pause zu mir sagte:

„Hännes, Hännes, es kommt noch der Trauerakt! Das ist die Klippe des Stückes. Wenn wir daran glücklich vorbei sind, haben wir gewonnen.“

Das vierte Bild mit der — jetzt kann ich es ja sagen, wo das Stück alt genug geworden ist, um richtig beurteilt zu werden — mit der stärksten Szene des Stückes hielt Paul Henckels für eine Klippe des Stückes!

Der Trauerakt war bei den Proben unser Schmerzenskind. Ich hatte ihn mir als „Gedankenstrich“ gedacht, als Stimmungsbild. Ich war noch zu wenig mit dem Handwerklichen des Theaters vertraut, war noch zu schüchtern in der Verwendung der Mittel und Wirkungen. Aber Paul Henckels, in dessen Adern das Theaterblut seiner Mutter rollte und noch rollt, sagte während der letzten Proben zu mir:

„Hännes, das ist nix mit dem vierten Bild. Das hat noch keinen richtigen Aktschluß. Weißt du was? Wenn die Trauergäste weg sind, komme ich noch mal raus.“

„Du bist verrückt! Wie kannst du das denn? Du bist doch tot!“

„Ja, eben deshalb! Ich komme noch mal raus als Leiche.“

Halb widerstrebend, halb zugehend, ging ich ins Foyer und schrie die Schlußszene des vierten Bildes, die stärkste Szene des Stückes.

„Wat bin ich für 'ne schöne Leich'!“

Überhaupt, wie die Zeit vergeht! In den mehr als zwanzig Jahren hat der gute Schneidermeister Anton Wibbel mir manchen Anzug geschneidert, er hat seinem geistigen Vater und Erfinder viel stolze Freude, Ruhm — wenn man's so nennen will — und — was sagt Horaz? „Quaerenda pecunia primum est“ — Brot, gut belegtes Brot — in jeder Form und Gestalt gebracht.

Hans Müller-Schlösser

THEATERLEUTE

Kleine Indiskretionen, begangen von Hansjakob Gröbblinghoff.

Der Operndirektor eines großen Theaters, ein grundgescheiter, aber etwas weltfremder und schüchterner Herr, stand im Begriff, sich mit der Primadonna zu verehelichen. Als er dem Generalintendanten davon Mitteilung machte, und um Urlaub für den Hochzeitstag bat, erkundigte er sich gleichzeitig bei seinem Vorgesetzten, der als vorbildlich-eleganter Mann und als einer der besten Kenner der neuesten Herrenmoden galt, welchen Anzug er zur Hochzeit wählen müsse. Der Chef erklärte ausführlich bis in die letzte Einzelheit: „Morgens bei der Trauung: Cut, Zylinder, Klappkragen, Plastron, helle Weste, graue Handschuhe, hellgraue gestreifte Hose, Lackschuhe usw., sodann kombinierter, sogenannter Teeanzug; abends entweder kleiner Gesellschaftsanzug, Smoking mit weißer Weste usw. oder Frack.“ Ganz verdattert unterbrach der Operndirektor den Redestrom: „Nein, ich will keine solchen Umstände machen, den Frack ziehe ich nur zur Premiere an.“

Der erwähnte Generalintendant wußte sich nicht nur sehr gewählt zu kleiden, er war auch bekannt als gewandter, geistvoller Redner und Improvisator, der sich aber ebenso gewählt und manchmal etwas geschraubt und übertrieben liebenswürdig auszudrücken pflegte. Als er anfangs des Krieges zum Heeresdienst eingezogen und als angehender Rekrut in der Kaserne zum „Kleider-fassen“ befohlen wurde, hatte er sich auf dem Wege zur Kleiderkammer verirrt. Da kam ihm ein schnauzbärtiger preußischer Feldwebel in die Quere, der von dem Rekruten mit gewinnender Freundlichkeit begrüßt wurde: „Ach, bester, hochverehrter, liebster Herr Feldwebel, Sie würden mich zu besonderem Dank verpflichten, wenn Sie mir die freundschaftliche Liebenswürdigkeit erweisen würden und mir mitteilen, wo ich mein Kostüm in Empfang nehmen kann...“

Was der Feldwebel darauf geantwortet hat, ist nicht bekannt.

Heldentenor Köbes D., begabt mit einer selten schönen, gut bezahlten Stimme und mit einem wachweichen Kindergemüt, war zwar keine große Leuchte des Geistes, aber er war ein rheinisches Urviech und Original. Er pflegte sehr gewählt zu reden und dabei möglichst Fremdwörter zu gebrauchen. Aber die Anwendung von Fremdwörtern war bei ihm Glückssache.

Eines Tages erkundigte sich ein Kollege teilnehmend nach dem Befinden seiner Gattin. Köbes meinte darauf: „Weißt du, mein' Ziska, dat is ja jewiß ein jut Weib, aber se is mir jeistisch nit jewachsen; ich jloub, da hab isch sozesagen ein' Miß Alliangs jeheiratet!“

Als großer Naturfreund unternahm Köbes in seiner Freizeit öfter Ausflüge in die ländliche Umgebung der Stadt. Eines Abends erzählte er in der Garderobe: „Isch hab immer so ein Freid an alde Fachwerk-Hoiser von de Bauern. Höit hab isch wieder so ein nett ald Höisken jesehn, dat is im Jahre 1793 jebaut un zwar von einer jewissen Anna Domini.“

Köbes hatte Krach mit seinem Oberregisseur. Nach der Vorstellung steht er mit einem Kollegen vorm Theater, deutet auf das erleuchtete Fenster des Intendantbüros und sagt ingrimmig: „Da sitzt de jecke Käl, de het kein Hez und kein Jemöt, nit e'ne Ahnung hat er von der Psychose der Künstler. Aber dat sach isch disch: am fünnefzehnten is für misch der erste, da heißt dat hier für mich ‚Ex libris‘.“

Während einer Vorstellung ging ihm in einer großen Arie der Text aus. Der Spielleiter, der Dirigent, die Kollegen schwitzten Wasser und Blut. Köbes schreitet gewichtig zum Souffleurkasten, macht „lange Ohren“, stockt eine Sekunde lang und singt frisch-fröhlich auf la la la lallalla . . . die letzten Takte der Arie zu Ende. Nach seinem Abgang rennt dieser Unglücksrabe dem verzweifelten Regisseur in die Arme und erklärt diesem strahlend: „Isch wußt doch wahrhaftisch nit mehr, wat isch für Worte ze singe hat. Wenn mir in meiner Jeistesjejenwärtichkeit nit im letzten Ougenblickske dat Lala einjefalle wär, dann hät isch wahrhaftisch kein Text mehr jewußt.“

KLEINE GESCHICHTEN VON GROSSEN KOMÖDIANTEN

Das Erdbeben.

Eines Nachts fuhren die Gäste des San Francis-Hotels in San Francisco mit einem heftigen Schreck aus ihrem Schläfe auf. Das große Haus wankte wie ein Schiffsmast im Sturm. Notdürftig bekleidet, stürmten sie aus ihren Zimmern. Sie wollten ins Freie. Es war das große Erdbeben von San Francisco. Auf der großen Treppe begegneten sie einem Mann im Pyjama mit angstverzerrtem Gesicht und rollenden Augen. Sein Kopf zuckte ununterbrochen. dazu sang er in einem fort: „Do re mi fa so la si do — do si la so fa mi re do.“

Entsetzt von seinem Anblick, lief eine Frau zum Portier und schrie: „Sehen Sie den Mann dort? Er ist verrückt geworden. Man muß ihn in ein Irrenhaus schaffen.“ (Was übrigens in jener Schreckensnacht unmöglich war.)

„Beruhigen Sie sich, meine Dame“, antwortete ihr der Portier, „das ist Caruso, er möchte nur wissen, ob er seine Stimme nicht verloren hat.“

Die Strafe

Als sein Töchterchen Geburtstag hatte, sagte der verwöhnte Schauspieler großmütig: „Und heute darfst du ins Theater kommen und mich sehen.“ Das Töchterchen fing zu plärren an: „Aber Papa, ich war doch schon einmal im Theater!“

Die Fliege

Max Devrient spielte den Marinelli. Eineinhalb Stunden vor Beginn ist er im Theater. Schminkt sich. Eine dicke Fliege umbrummt ihn.

Devrient schüttelt den Kopf. Aber die Fliege ist nicht wegzukriegen.

Devrient wehrt ab. Die Fliege zieht sich zurück.

Nach einer Minute kommt sie wieder. Brummt noch näher.

„Na,“ sagt Devrient entrüstet, „wohl wahnsinnig geworden?!“

Reifezeugnis

Friedrich Kayßler war als Anfänger in Halle a. d. Saale engagiert. Er muß aber wohl auf den Direktor des dortigen Stadttheaters, der sehr stark an der althergebrachten Tradition des rollenden R hing, kolossal naturalistisch gewirkt haben. Nach vierzehn Tagen entließ ihn der Gewaltige mit den klassischen Worten: „So können Sie in Berlin spielen, aber nicht bei mir!“

Bei einem späteren Gastspiel hat Kayßler mit dem Direktor zusammen herzlich darüber gelacht.

Damals aber lachte er nicht....

WAS WÜRDEN SIE TUN, WENN SIE DAS NEUE JAHR REGIEREN KÖNNTEN?

Ich würde vor Aufregung wahrscheinlich
Die ersten Nächte schlaflos verbringen,
Und darauf tagelang ängstlich und kleinlich
Ganz dumme, selbstsüchtige Pläne schwingen.

Dann — hoffentlich — aber laut lachen
Und endlich den lieben Gott abends leise
Bitten, doch wieder nach seiner Weise
Das neue Jahr göttlich selber zu machen.

Joachim Ringelnatz †

Die Theaterzeitschrift erscheint halbmonatlich. Herausgeber: Friedrich Slems. Verantwortlich für die Schriftleitung: Joachim Kläiber. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Wilhelm Rode, Stettin. Jahresmindestauflage 1934/35 60.000. Verlag: Pommerscher Zeitungsverlag GmbH., Stettin. Druck: F. Hessenland GmbH., Stettin. Nachdruck der Originalbeiträge nur mit Quellenangabe und nach vorheriger Anfrage gestattet.

**Sonderveranstaltung des Stadttheaters
Ein Ereignis für Stettin**

Einmaliges Gastspiel
der berühmten ungarischen Diseuse

Sonnabend
12. Jan. 23Uhr

IRENE DE NOIRET

DIE BEGEISTERTEN PRESSEURTEILE

Berliner Lokalanzeiger

... Irene de Noiret ist eine große Künstlerin, nicht nur der Stimme, der Mimik, der Sprachkunde, sondern mit dem Herzen. Darin — in ihrer inneren Wärme und ihrem herzfrohen Lächeln beruht ihr großer Erfolg...

Berliner Volkszeitung

... Man spricht von einer Krise des Konzertlebens. Wenn alle Konzerte auch nur ein wenig von dieser sprudelnden Lebendigkeit, diesem Charme und dieser aufgelockerten Atmosphäre besäßen, dann würden sich die Konzertsäle bald wieder füllen. ... Diese Frau mit dem ungarischen Temperament ist ebenso sehr Gestalterin wie sie Sängerin ist. Nicht nur, daß sie russisch, norwegisch, schottisch, spanisch, französisch usw. in selbstverständlicher Beherrschung der Texte singt: sie schöpft diese Weisen mit ihrer ganzen Körperlichkeit, mit ihrer wunderschönen Mimik und Gestik insbesondere, aus. ... Ein Phänomen der Stimme, der Gestik, der Sprache — und der äußeren Erscheinung. ...

8-Uhr-Abendblatt, Berlin

... Ein dankbar aufgenommenes Weihnachtsgeschenk. Es war ein — selbst in Berlin am Kurfürstendamm — seltener Genuß ihr zuzuhören, sie anzusehen, sie zu erleben. Als das Publikum aus dem Theater strömte, hatten alle ein glückliches Lächeln auf dem Gesicht. ...

Der Tag, Berlin

... Der von ihr gewiesene Weg in echtes Volkstum wird gerade vom heutigen Deutschland gern mitgegangen werden. ...

Düsseldorfer „Mittag“

... Beglückende Begegnung! ... Süße und Herbe, ein Born von Wohllaut und Strenge, von Schalkhaftigkeit und Traumtiefe bricht fremd, vertraut aus Liedern und Chansons aller Länder, die Irene de Noiret verschwenderisch verstreut. Unerschöpflich scheint der Reichtum ihrer Kehle zu sein. ... Die Stimme Irene de Noirets läutet wie Morgenglocken im Turm und verweht wie Abenddämmern in der Nacht. Dazwischen blüht und glüht das bunte Leben. ...

Wiener Stunde

... Hier wächst eine zweite Yvette Guilbert heran — schon jetzt eine Erscheinung für sich. ...

Wiener Journal

... Bewunderswert, wie die Künstlerin die Eigenart der verschiedenen Nationen zu erfassen vermag, ebenso echt als Spanierin wie als Nordländerin wirkt. ... Mit entzückender Grazie weiß sie ein spanisches Volkslied zu einem Kabinetstück der Kleinkunst zu machen. ...

Pester Lloyd

... Das ausverkaufte Haus raste vor Begeisterung ... ein großer Erfolg ... ein noch größeres Erlebnis. ...

Amsterdamer Telegraph

... Eine Wohltat diese Leidenschaft, die oft herrlichen Ausdruck findet, wunderbare Feinheiten, tiefe und dramatische Momente: eine Wohltat diese junge Kraft, die auf dem Podium erscheint und eine Welt mit sich bringt, in der geräumiger gelebt und geatmet wird. ...

Preise 0,50-2,50 RM Karten ab 5. Januar

Sonntag früh in aller Ruhe Kaffee trinken
— das wird auch Ihr Wunsch sein. Zum
Sonntagskaffee gehört aber auch eine
aktuelle und kurzweilige Lektüre. Lesen
Sie vom nächsten Sonntag ab die

Pommersche Sonntagspost

Sie ist immer interessant, unterhaltend,
witzig und guter Laune und bringt die
richtige Sonntagsstimmung. Eine Post-
karte genügt — und die PS ist nächsten
Sonntag bei Ihnen. Verlag: Breite Str. 51

*... und wohin
nach der Vorstellung?*

Konzerthaus Stettin

Oskar Bürchl

Fernsprecher Nr. 37780 und 32810

in das Restaurant

„Alte Wache“

Vorzügliche Speisen und Getränke
zu angemessenen Preisen

im Ufa-Palast

Zum Parkhaus

Sie finden: Behagliche Räume
Gute Qualitätsware * Solide Preise
Gute deutsche Musik

PREUSSENHOF die gute Gaststätte

**KAFFEE KONDITOREI POMMERNSTUBE
RESTAURANT**